

«Zeit·lang1» (auch) «Zeit lang1» (f.; -; unz.) eine Weile

Jörg van den Berg, Kloster Schoenthal, 2003

Das Kinderlied. Die vollkommene Konzentration: im Schönthal, in der bald achthundert Jahre alten ehemaligen Klosterkirche, im Bild, im Musizieren, im Gegenüber. Nur eine einzige Arbeit hat Andrea Wolfensberger im Hauptraum der ehemaligen Klosterkirche installiert. Eine DVD-Projektion mit gut 15 minütiger Lauflänge, die ein Mädchen im roten Pullover beim Geige spielen zeigt. Das Mädchen ist im Profil zu sehen. Das Bild zeigt nicht ihr Stehen, sondern nur ein Brustbild. Das Mädchen schaut unvermittelt nach rechts aus dem Bild heraus. Im Hintergrund an einer weißen Wand die Farbkopie eines Engels. Der kindliche Engel ist dem größeren Bild der „Muttergottes mit Veilchen“ des Kölner Malers Stefan Lochner entnommen (erste Hälfte 15. Jhd. und somit nur wenig älter als der Engel mit Rauchfass den ein Freskorest im Büro der Schönthaler Klosterkirche zeigt). Das ist das gesamte bildliche Angebot. Seine Farbigkeit reduziert sich ebenfalls und zwar auf ein entschiedenes Zusammenwirken von rot und weiss. Die Bewegung im Bild reduziert sich auf den den Bogen führenden rechten Arm des Mädchen, auf ihre leichten Kopfbewegungen und auf ihren Augenaufschlag. Kurz gesagt: ein mehr als reduziertes Bildprogramm für den Hollywood-Schnitt-Frequenzen erprobten Betrachter des 21. Jahrhunderts. Eher eine bildliche Skizze als ein Film, mehr konkrete Manifestation einer beinahe nicht mehr steigerungsfähigen Ernsthaftigkeit (im Musizieren), als Dokumentation einer Übungsstunde. Und dennoch läßt sich dieses bildliche Gegenüber nur sehr schwer beherrschen, denn die gesamte räumliche wie akustische Ebene arbeitet einer Erfahrung der Ortlosigkeit zu.

Man steht dem Mädchen nicht gegenüber, denn das Stehen des Mädchens ist so wenig gezeigt wie es eine Rolle spielt, ob es steht, wie es steht oder gar wo es steht. Das Wo reduziert sich auf die Feststellung: vor einer weißen Wand, vor dem bildlichen Zitat eines Bildes eines Engels. Die zu sehende Raumkante verunklärt dabei die Situation mehr, als es sie entscheidet.

Das Mädchen steht mir auch nicht entgegen, es steht vollkommen parallel zur Bildfläche, schaut vollständig konzentriert aus dem Bild heraus nach rechts auf seine Noten oder aus dem Fenster oder auf eine weisse Wand. Das Gegenüber des Mädchens bliebe eine Frage, wenn es denn überhaupt zur Frage werden würde. Klar wird nur: wir – die Betrachter – sind es nicht, denn das Mädchen verhält sich nicht zu uns, weiss gar nicht um uns (oder die Kamera?) und wir bekommen letztlich keine Chance, uns diesem Mädchen gegenüber in ein anderes Verhältnis zu setzen, als in das eines passiven ausgeschlossenen Beobachters. (Wird eigentlich unser Beobachten durch den Engel im Hintergrund beobachtet?) Die unhintergehbare Orthogonalität der Blickachsen – wir blicken frontal auf die Projektionsfläche, das Mädchen flächenparallel nach rechts – verhindert jede dialogische Begegnung. Dieses Mädchen im roten Pullover hat alles um sich herum vergessen.

Bleibt die Musik!? Doch auch auf der akustischen Ebene kein Eintritt. Da ist kein Geigenton, keine Höhen oder Tiefen im melodischen Zusammenklang, keine Tonfolgen. Der Ausstellungsraum wird stattdessen durchdrungen von tiefen Bässen, die unvermittelt einsetzen und wieder verstummen, die aber offensichtlich doch von dem Mädchen mit der Geige gespielt werden. Da ist nichts liebliches, kein Engelskonzert, nichts. Der Bass durchdringt den Raum, entzieht dem Zuhörer seine räumliche Gewissheit weiter. Man bekommt keinerlei Vorstellung von der möglichen Melodie eines Stückes, sondern bleibt einer unkontrollierbaren, weil unvorhersehbaren Folge von Tönen

ausgeliefert. Andrea Wolfensberger hat die Abspielgeschwindigkeit auf 6% der Normalgeschwindigkeit reduziert und damit die Bewegungen wie die Töne ins Unermessliche gedehnt. Durch die Verlangsamung kann der Betrachter nicht mehr mitdenken, kann nicht mehr entscheiden, ob dem Mädchen gerade musikalisch etwas gelingt oder nicht. Und noch weniger kann der Betrachter vorausdenken, seine Erwartung einstellen, auf das, was im nächsten Moment kommen mag. Die Verlangsamung stört das innere Zeitbewußtsein des Zuhörers, unterläuft überhaupt jedes zeitliche Gefüge eines aufeinander Bezogen-Seins – und eben nicht nur eines melodischen Bezogen-Seins von Tönen.

Die paradoxe Situation entsteht, dass sich durch die extreme Verlangsamung nicht etwa die Kontrollierbarkeit durch den Betrachter steigert, sondern ganz im Gegenteil sich eine Spannung potenziert, die es auszuhalten gilt.

Der Bach. Das Moment einer zeitlichen Dehnung, eines eigentümlichen Auseinanderfallens von innerem und äußerem Zeitempfinden kann man auch vor der zweiten Arbeit in der Klosterkirche erfahren. Die Arbeit zeigt eine mehr als vier Meter breite Fotografie eines kleinen Baches (nämlich des Chlusbächlis im Schönthal, wenige Kilometer oberhalb des ehemaligen Klosters). Sein Fließen wirkt unmittelbar erstarrt. Das extreme Querformat, das einen beinahe mehr an eine Filmrolle als eine klassische Fotografie denken läßt, verstärkt die irritierende Frage, warum eben dieses Moment des Fließens nicht in dem ihm eigentlich angemessener erscheinenden Medium Film oder Video umgesetzt wurde. Es geht eben nicht um die bildliche Repräsentation dieses Fließens. Nicht nur das Fließen, auch das uns allen – zumal an einem Ort wie Schönthal – bestens vertraute Bachgeplätscher wird unausweichlich als fehlend erfahren. Das Foto ruft allerdings sehr wohl eine Erinnerung an Naturerfahrungen auf, die durch eine Verschmelzung von innerer Natur (des Menschen) und äußerer Natur (der jeweiligen örtlichen Situation) geprägt sind. An solch einem Bach zu sitzen, auf das Wasser zu schauen, seinen Klängen zu lauschen und dabei unmittelbar die Zeit zu vergessen.

Hier aber im Gegenüber dieser gestreckten Fotografie wird der Bach still gestellt, wird die Erinnerung durchschnitten. Man beginnt sich, an der statischen Fotografie entlang zu bewegen im Bemühen, den Stillstand zu überwinden. Es kann vielleicht gelingen, aber zumeist bleibt ein Scheitern. Das romantische und ungebrochene Naturerlebnis des plätschernden und nie versiegenden Wasserlaufs erfährt mehr als eine mediale fotografische Brechung.

Zeitlang. Im ehemaligen Abtzimmer des Klosters werden ältere skulpturale Arbeiten von Andrea Wolfensberger gezeigt. Skulpturen aus Bienenwachs und Farbpigment. In beiden Materialien steckt bereits eine unerhörte zeitliche Dimension und auch in ihrer skulpturalen Weiterverarbeitung durch Andrea Wolfensberger spielt die Zeit, spielt das Prozesshafte die entscheidende Rolle. Das Wachs wird erhitzt, verflüssigt und in Formen gegossen. Dann gibt die Künstlerin dem Material die Zeit, die es benötigt, um wieder zu erkalten, um seine eigenen neuen Formen zu finden.

Auch hier also – wenn auch in ganz anderer Ausprägung – wird Zeit als eines der wesentlichen bildhauerischen Materialien von Wolfensbergers künstlerischem Handeln erkennbar. Die präzise Inszenierung zeitlicher Differenzen zwischen scheinbar (leicht) wiedererkennbaren Prozessen und dem inneren Zeitbewußtsein des jeweiligen Betrachters bindet drei so unterschiedliche Werke wie die oben beschriebenen zu einer Ausstellung extremer Erlebnisdichte zusammen. Der Ort tut sein übriges. In beidem sollte man eine Zeitlang verweilen.